

Nr. 170. Bromberg, den 26. Juli 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

2. Fortsetzung.)

Wieder nahm ich meine Kraft zusammen, wankte durch das Zimmer zurück, geängstigt durch den plötzlichen und unerklärlichen Schwächeanfall, und drückte auf den elektrischen Taster neben dem Kamin, um meinen Gastfreund oder den Diener Horton herbeizurufen. Dann sank ich in einen Sessel, die Glieder wie gelähmt.

Wie lange ich so blieb, weiß ich nicht, denn dieser stechende Duft hatte mir schließlich die Besinnung geraubt. Ich hatte von Kokain, Morphium und anderen Rauschgiften gehört, und es stieg in mir der Gedanke auf, daß ich unter dem Einflusse eines dieser Gifte stehen könnte. Doch dieser Gedanke war albern. Ich war doch De Gex' Gast und konnte daher nur annehmen, daß mein Anfall auf irgendeine natürliche Ursache zurückzuführen war.

So saß ich wie betäubt da und umkrampfte die Armstützen des Ledersessels. Da trat mein Gastfreund heiter lächelnd ins Zimmer und entschuldigte sich sofort.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange allein ließ, Herr Garfield, doch einer meiner Beamten kam in einer dringenden Angelegenheit zu mir."

„Sie müssen entschuldigen, Herr De Gex", rief ich aus, „doch ich fühle mich nicht wohl. Wollen Sie Ihrem Diener den Auftrag geben, mir ein Auto zu holen?"

„O, in einigen Minuten wird sicher wieder alles gut sein", sagte er und lachte. „Bleiben Sie nur hier und erholen Sie sich. Es tut mir wirklich leid, daß Sie sich unwohl fühlen. In einer halben Stunde werde ich Sie in meinem Auto nach Hause fahren lassen."

Er ging zum Telephon hinüber, rief eine Nummer auf und gab den Auftrag, daß das Auto in einer halben Stunde vor dem Hause sein möge.

Dann klingelte er Horton, der mir ein Glas alten Brandy brachte, das ich auf Zureden meines Gastfreundes in einem Zuge austrank.

De Gex stand mit der Zigarre zwischen den Lippen auf dem dicken Perserteppich da und beobachtete mich. Scheinbar war er von meinem plötzlichen Unwohlsein beunruhigt, denn er sprach sein Bedauern darüber aus und hoffte, daß mir der Brandy helfen würde.

Doch er hatte die entgegengesetzte Wirkung. Der starke Duft hatte meine Sinne umnebelt, und der Branntwein betäubte sie noch mehr. Ich fühlte mich kraftlos und war nicht fähig, ein Glied zu rühren oder meine Willenskraft auszunützen. Nur mein Gesichtssinn hatte nicht gelitten.

Ich erinnere mich genau, daß der Mann mit dem aristokratischen Äußern vor mir stand und mir prüfend ins Gesicht sah, als wollte er das Fortschreiten meines Schwächeanfalls beobachten.

Da erscholl plötzlich ein lauter Schrei aus dem anstoßenden Zimmer — der wilde Schreckensschrei einer Frau.

Mein Gastfreund biß die Lippen zusammen.

Nochmals ertönte der Schrei — diesmal lang anhaltend. Entschuldigen Sie mich!" rief De Gex aus und eilte hastig aus dem Zimmer.

Ich saß da und spitzte meine Ohren. Es war jedenfalls seltsam, daß sich der bekannte Millionär, dessen Name in aller Munde war, mir so anvertraut hatte. Weshalb wohl?

Die Schreckensschreie wiederholten sich durch ungefähr eine halbe Minute, dann gingen sie in ein schweres Schluchzen über. Es klang wie das hysterische Schluchzen eines Menschen, der einen schweren Schock erlitten hatte.

Ich war ungemein überrascht — war es doch meiner Ansicht nach ungewöhnlich, derartige Laute in einem vornehmen Palais des Westends zu hören.

Noch ein langgezogenes Stöhnen — dann Stille — tödliche Stille! — Einige Augenblicke später trat De Gex ins Zimmer.

„Meine Sorgen sollen nicht aufhören", rief er atemlos aus. „Kommen Sie, Herr Garfield, kommen Sie mit mir!"

Er half mir auf die Füße und führte mich über den Korridor in das anstoßende Zimmer.

Zu meiner Überraschung war es ein geräumiges, hübsch eingerichtetes Schlafzimmer mit schweren, gelbseidenen Vorhängen vor den Fenstern, einem großen Toilettentisch und einem mächtigen, dreiteiligen Spiegel. An der einen Seite waren in die Wand Schränke eingebaut, deren Türen aus prachtvoll eingelegtem Atlasholz waren.

In der Mitte des Zimmers stand ein Bett, und auf diesem lag ein junges, hübsches Mädchen, das ein blaues Straßenkostüm nach neuester Mode anhatte. Den Hut hatte sie abgelegt und im Haar trug sie ein schwarzes Samtband. Das Licht fiel auf ihr bleiches Antlitz, während das Zimmer im Halbdunkel lag.

„Meine arme Nichte!" rief De Gex erregt aus. „Sie litt an hysterischen Anfällen — Sie haben ja ihre Schreie gehört. Ich glaube, sie ist tot!"

Wir traten zusammen ans Bett, wobei mich mein Gastfreund noch immer stützte. Vorsichtig beugte ich mich über die leblose Gestalt und horchte, doch konnte ich keinen Atemzug hören. Ihr Herz hatte zu schlagen aufgehört. — De Gex nahm einen Handspiegel vom Toilettentisch und hielt ihn ihr vor den Mund. Kein Hauch war darauf zu sehen, als er ihn wegnahm.

„Sie ist tot!" rief er aus. „Ich bin ganz verzweifelt! Zuerst spielt mir meine Frau diesen Possen und nun stirbt die arme Gabriele! Kommen Sie in die Bibliothek zurück", drängte er, „hier kann ich nicht sprechen. Ich will ganz offen mit Ihnen sein."

Er geleitete mich in das Zimmer zurück, in dem wir früher gesessen hatten. Ganz verwirrt von dem Vorfall, ließ ich mich wieder in meinen Sessel nieder.

„Hören Sie", begann De Gex, der bleich vor dem Kamin stand. „Ihre zufällige Anwesenheit kommt mir sehr gelegen. Sie müssen mir in dieser unglückseligen Angelegenheit helfen, Herr Garfield. Ich habe das Gefühl, daß ich Ihnen vertrauen kann, und hoffe, daß auch Sie mir trauen. Wollen Sie mir helfen?"

„Auf welche Weise?" fragte ich.

„Ich bin in einer verzwickten Lage", erklärte er ängstlich. „Die arme Gabriele ist tot, doch wenn es bekannt wird, daß sie plötzlich gestorben ist, dann kommt es zur behördlichen Untersuchung und allem, was dazu gehört — Veröffentlichung in den Zeitungen und vielleicht allerlei Verdächtigungen gegen mich. All dem möchte ich vorbeugen — und nur Sie allein können mir dazu helfen."

„Inwiefern?"

„Indem Sie einen Totenschein ausstellen."

„Ich bin doch kein Arzt!"

„Sie können sich aber für einen solchen ausgeben", sagte er, indem er mir voll ins Gesicht sah. „Übrigens können Sie mit einer Änderung des Vornamens ganz leicht ein solches Dokument ausstellen und unterschreiben. Im Ärzteverzeichnis steht ein Gordon Garfield. Wollen Sie es für mich tun und mir aus dieser Schwierigkeit heraushelfen? Ich flehe Sie an, tun Sie es!" drängte er in mich.

„Aber ich — — — —"

„Bitte, zögern Sie nicht — Sie brauchen nur das Dokument auszustellen. Hier ist Tinte und ein leeres Formular. Meine Nichte ist an Herzschwäche gestorben, deretwegen sie im Laufe der letzten sechs Monate mehrmals bei Ihnen in Behandlung stand."

„Das stimmt aber nicht!"

„Ich weiß es", erwiderte er lächelnd. „Doch sicher sind fünftausend Pfund durch die Ausstellung dieses Totenscheines leicht verdient. Ich werde das Dokument aufsetzen — Sie brauchen es dann nur zu unterschreiben." Er neigte sich über das Papier und kritzelte etwas darauf.

Fünftausend Pfund! Fürwahr, ein verlockendes Angebot — überhaupt angesichts des Umstandes, daß ich eben eine gleichhohe Summe verloren hatte —

„Wie soll ich aber wissen, daß mit Fräulein —"

„Fräulein Engledue", ergänzte er.

„Wie soll ich wissen, daß mit Fräulein Engledue kein falsches Spiel getrieben wurde?" fragte ich.

„Das können Sie allerdings nicht wissen. Doch werden Sie mich sicher nicht verdächtigen, meine Nichte, die ich wie eine eigene Tochter aufgezogen habe, ermordet zu haben?" Er lachte rauh auf. „Fünftausend Pfund sind ein nettes Sümmchen — Sie können sich das Geld mit Leichtigkeit verdienen."

„Indem ich mich für einen Arzt ausgebe", bemerkte ich. „Ein schweres Vergehen!"

Mein Gastfreund lächelte und zuckte die Achseln.

„Nun, hier ist das Dokument zum Abschreiben", erklärte er nach einer kurzen Pause. „Wenn Sie wollen, schlagen Sie mein Anerbieten aus. Geld spielt bei mir keine Rolle — ich denke bloß an die Folgen, die eine behördliche Untersuchung mit sich bringt."

Ich schwankte. Mein Gastfreund bemerkte dies sofort und führte mich nochmals in das Zimmer zurück, in dem das junge Mädchen kalt und still lag.

Mein ganzes Leben lang werde ich an dieses reizende Gesicht denken, das wie aus weißem Marmor gehauen aussah. Die Totenstarre schien bereits einzusetzen.

Als wir wieder in die Bibliothek zurückgekehrt waren, nahm Oswald De Gex ein Bündel Hundertpfundnoten aus dem Geldschrank und zählte davon fünfzig herunter.

Er hielt sie mir zugleich mit einem unbeschriebenen Blatt hin, das einen Adressenaufdruck von der Queen Anne Street zeigte, sowie mit einem leeren Formular. So versuchte er mich — und ich unterlag.

Als ich das Dokument geschrieben und unterfertigt hatte, überreichte er mir das Banknotenbündel. Ich entsinne mich jetzt, daß er in diesem Augenblicke einige Pastillen aus der Tasche nahm und eine davon in den Mund steckte. Ich hielt sie für Hustenbonbons. Plötzlich jedoch war die Luft geschwängert von einem schweren Fliederduft. Ich war wie gelähmt — ich konnte nichts hören und konnte nicht denken. Meine Sinne verwirrten sich — was hatte das alles zu bedeuten?

Ich weiß nur, daß ich das Banknotenbündel in meine innere Rocktasche steckte, und daß ich mit De Gex sprach — da hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob mein Gehirn einfrieren würde.

Der Fliederduft war betäubend — nur auf De Gex, der noch immer seine Pastille kaute, schien er keinen Einfluß zu machen.

Weiter kann ich mich nur mehr entsinnen, daß ich plötzlich in einen Sessel sank und daß mein Gastfreund mich mit einem dämonischen Grinsen anblickte — dann schwand mir das Bewußtsein.

Damals hätte ich es mir nicht träumen lassen, daß man mir mit großer Schlauheit diese Falle gelegt hatte, in die ich gegangen war. Was ich jedoch nachher erlebte, will ich nun zu beschreiben versuchen.

Ich weiß nur soviel, daß ich plötzlich an einem Wintertage im Scheine der Mittagssonne mit Überrock und Hut auf einer Terrasse saß.

Erstaunt blickte ich umher. Der Anzug, den ich trug, war mir fremd. Ich fuhr mir mit der Hand ans Kinn und bemerkte zu meiner Überraschung, daß ich einen Bart trug. Auch meine Umgebung war mir fremd. Die weißen, schmucklosen Häuser zu beiden Seiten hatten ziemlich flache Dächer und quadratische Fenster — ihre Bauart war entschieden französisch.

Von irgendwo klang die schrille Sirene einer Fabrik. Weit draußen auf dem Meere stand die langgezogene Rauchfahne eines Dampfers am Horizont, während da und dort die braunen Segel der Fischerboote zu sehen waren.

Verwirrt erhob ich mich von meinem Stuhl und sah mir das Haus an, vor dem ich stand. Es war ein großer viereckiger Ziegelbau mit vielen Fenstern und sah wie ein Spital aus.

Meine Annahme war richtig, denn kaum war ich aufgestanden, erschien eine Krankenschwester und fragte mich freundlich auf französisch, wie ich mich an diesem herrlichen Morgen fühle.

„Ich fühle mich recht wohl", erwiderte ich, ebenfalls auf französisch. „Doch wo bin ich?"

„Das tut gar nichts zur Sache", gab mir die ältliche Frauensperson in ihrer blauen Tracht zur Antwort. „Zuerst müssen Sie sich erholen."

„Es geht mir aber schon ganz gut", widersprach ich. „Ich verlor in London die Besinnung und nun erwache ich hier — wo bin ich denn eigentlich?"

„Sie sind in guten Händen, weshalb quälen Sie sich also?" fragte die Schwester freundlich. „Ich weiß, daß Sie sich aufregen, doch nehmen Sie die Dinge, wie sie sind, und versuchen Sie nicht, sich an Vergangenes zu erinnern."

„An Vergangenes!" rief ich aus. „Was hat sich ereignet, seit ich unlängst in der Nacht durch die Stretton Street ging?"

Die Schwester lächelte. Sie schien mich auszulachen wie ein kleines Kind.

„Ich bitte Sie, regen Sie sich bloß nicht auf", sprach sie mir zu. „Bleiben Sie nur ruhig — alles übrige wird sich schon finden."

„Sie haben aber meine Fragen noch nicht beantwortet, Schwester", sagte ich. „Weshalb bin ich hier — und wo bin ich überhaupt?"

„Sie sind bei Freunden, die sich Ihrer angenommen haben", lautete die Antwort. „Wir alle haben Ihren Autounfall sehr bedauert."

„Autounfall?" wiederholte ich. „Ich hatte keinen Autounfall."

Wiederum lächelte die Frau ungläubig, und das ärgerte mich. —

Sie haben uns ja alles erzählt — wie Sie eines Nachts spät vom Quai in Boulogne aufbrachen, um nach Abbeville zu fahren, und wie Sie dann der Chauffeur auf der Straße stehen ließ", erklärte die Krankenschwester. „Doch das Seltsame an der Sache ist das Geld."

„Was für Geld?" stotterte ich verwirrt.

„Das Geld, das man bei Ihnen fand — ein Bündel Banknoten. Ich glaube, die Polizei hat die fünftausend Pfund in englischem Gelde an sich genommen."

„Die Polizei? — Weshalb?" fragte ich.

„Regen Sie sich deshalb nicht auf", sagte sie lächelnd. „Heute geht es Ihnen ein wenig besser. Morgen wollen wir über die Sache reden."

„Doch wo bin ich?" fragte ich, noch immer erstaunt.

„Sie sind in St. Malo", gab sie ruhig zur Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Norden hin!

Eine Eigenbrödlerfahrt nach dem hohen Norden
von R. R.

II.

Liebst du die hellen, wunderweißen Nächte,
Wo Tag und Nacht sich in einander schmiegen,
Fast wunschlos sich auf weichen Flügeln wiegen,
Liebst du, o sag es, liebst du solche Nächte,
Liebst du sie bebend mit erhob'nen Armen? —
Tief unten schlummern fest der Erde Mächte,
Der starke Lichtgott band sie ohn' Erbarmen.
Jetzt schlummern still u. dichtgedrängt die Föhren;
In heller Herbstnacht wilde Hirsche röhren;
O, sag's doch, liebst du solche weißen Nächte? —

Wir fahren durch den Mosse-Sund an stillen, grünen Inseln vorbei, des Mondes Sichel streut nur zarte Strahlen, die Drosseln schwatzen und die Sprosser schlagen. Der Tag ruht aus auf feinen Rosenlinnen, im lichten, blauen Mantel wacht die Nacht, die weißen Arme um das Knie geschlungen. Ihr dunkles Auge folgt dem Spiel der Wolken. Die rudern stolz gleich silberweißen Schwänen, stürzen vom Fels in wirbelnde Kaskaden, rennen und stutzen wie gehetzte Wölfe, und hinten, weit, da breitet seine Schwingen der Vogel Rok, die Riesenaugen glühen, sein krummer Schnabel hackt die Felsenspitzen, ich höre seine fernen Flügel rauschen, — da tutet Akershus mich aus den Träumen und leider auch den Zöllner. Der schrecklichste Mann am Oslofjord naht, befestigt ein fettiges Augenglas auf seiner Nasenspitze, beschnüffelt prüfend unsere Staatspapiere, sieht meinen Wykaz und dann mich wehmütig an, durchwühlt die Koffer und plombiert unbarmherzig, was vor seinen gerechten Augen die Prüfung nicht besteht, plombiert Herrn Bakkes riesengroßen Koffer, in dem er seine schönsten Anzüge verborgen, genehmigt lächelnd einen Benediktiner und verschwindet lächelnd. Herr B. hatte die Revision total verschlafen und steht nun hilflos wie ein neugeborenes Kindlein im Nachtgewande vor uns. So kann er nicht zum schönen Oslo fahren, ich bitte Sie, nach Oslo. Und er fuhr doch, doch fragt mich nur nicht wie.

Mich packte etwa ¼ Stunde nach Abgang des Zöllners eine solche Wut, daß ich mit Hilfe des Sprachrohrs alle Spatzen weckte. Was ich gesungen habe? Ein Trutzlied natürlich: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ!" — Um 4 Uhr früh dürfen wir schlafen gehen. Am Nachmittage bringen wir Lord George zum Bahnhof nach Moß, ja, das ist auch eine Stadt, hat Zement-, Papier-, Blechwaren- und andere Fabriken, feiert heute einen Sieg im Fußballmatch, im kleinen Park singt der Männergesangverein Ossian, man zahlt für den Ohrenschmaus ½ Krone und kann, wenn man Glück hat, für dasselbe Geld ein Wochenendhaus gewinnen. Man kann auch Motorboote gewinnen, die als Lockspeise auf jedem Markt Norwegens liegen; ich entschließe mich für das Wochenendhaus, um endlich meine Wohnungsfrage zu erledigen.

Am Montag früh geht's an die Arbeit, d. h. ich liebe die richtige Arbeitseinteilung und ruhe noch ein wenig von den Strapazen der sonntäglichen Revision aus. Von 7 Uhr ab wird an der Mühle in Kambo gelöscht, 207 Tonnen in fünf Stunden, und zwar Reisfuttermehl. Die Felleskjapets-Moelle-Kambo ist eine Genossenschaftsmühle, beileibe nicht die größte, die liegt in der Nähe von Bergen, aber sie macht einen stattlichen Eindruck so dicht am Fjord. Sie ist im Jahre 1917 nach einem Brande aus Beton erbaut, acht Stockwerke hoch, natürlich mit den modernsten Maschinen ausgerüstet. Drei Firmen haben ähnlich wie bei einer Operette an diesem Werk gearbeitet: Jensens Enk. aus Kopenhagen, die Miag aus Braunschweig und die Mühlenbauanstalt A. Wetzig aus Wittenberg in Sachsen. Herr Harald Roang, der Mühlenmeister, übernimmt freundlich die Führung meiner wissensdurstigen Seele. Herr Roang hat an der Müllerschule in Depoldiswalde drei Jahre lang gelernt, erhält 400 Kronen monatlich, freie Wohnung, Licht und Heizung. Auf langem Paternosterbande verschwinden Hunderte von Säcken im Rachen der Mühle, steigen vergnügt bis ins achte Stockwerk, wo sie zur Säuberung und Entstaubung Aspiratoren und Trieuren auf 55 Zentimeter breiten Gummibändern zugeführt werden. 48 verschiedene Verteilungsrohre treiben die zu löschenden Getreidesorten in die einzelnen Abteile des 6000 Tonnen fassenden Silos.

Das meiste Getreide kommt aus Südamerika und Westindien. Die Hauptsache ist hier der Lagerraum, denn die Mühle mahlt nur nach Bedarf und kann bis 500 Zentner täglich verarbeiten.

Ich lasse mich im Reinigungsraum nieder, werde verstaubt, freue mich aber dennoch als Fachmann, wie hier so rasch das Unkraut vom Weizen geschieden und Kornraden und Mutterkorn nebst zu leicht befundenem Hafer herausbefördert werden. Zwei Mann arbeiten oben, vier Mann bei den Trieuren, ich wundere mich als Laie und frage ängstlich, wo denn bei diesem Fortschritt die Arbeit für die übrigen Menschen herkommen soll. Zwei automatische Waagen wiegen gewaltige Massen, zwei Kontrollwaagen tun desgleichen mechanisch ihren Dienst und sechs gewaltige Walzen sind stets auf der Walze. Ich besteige die neueste Wunderwaage, Marke Toledo, ein süßer Schreck durchzittert meine Glieder, ich wiege ausgenommen 82 Kilogramm, mit Geist zusammen 83 Kilogramm.

Die Norweger lieben vielerlei Mehlmischungen von 5 bis 40 Prozent. Ich verwahre mich gegen den Vorwurf der Handelsspionage, wenn ich eine Mischung verrate: 15 Prozent Manitoba, 55 Prozent russischer und 35 Prozent ungarischer Roggen, letzterer von solcher Güte, daß sie kein Händler bei uns abnehmen würde. Ich steige alle Stockwerke auf und nieder, sauge Weisheit, Staub und Natur ein, letztere durch rasch geöffnete Fensterluken, sehe mir die Reinigung der Glanzsichter an, gehe nach getaner Arbeit mit den „Löschmannschaften" zur Auszahlung und erhalte wie sie eine Flasche Gratisbier, Bokoel natürlich, unserem Braunbier aber im Geschmack verteufelt ähnlich.

Ich sage Herrn Roang heißen Dank, und nun geht's heim nach Oslo, mit Volldampf natürlich, weshalb, das ist ein Geheimnis. Na, so etwas. Ein blinder Passagier an Bord! Ein vorwitziger Spatz, der noch nicht recht flügge geworden, hatte sich seiner Mutter zu einer Exkursion auf das fette Schiff angeschlossen und hatte offenbar seine Maschine dermaßen überlastet, daß er nicht hoch konnte. Armes Spätzchen, wirst wohl den Mossesund nicht wiedersehen, denn kommst du nach Oslo, so fressen dich die Großstadtkätzchen.

Feierstimmung an Bord, wir nähern uns Hoitsten. Wer und was ist Hoitsten? O, das ist der Landsitz des Zaren vom Orlosjord. In breitem Herrenhaus, das man hierzulande Skriverhus (Amtmannshaus) nennt, wohnt Fred. Olsen, der Beherrscher vieler Schiffe. 70 Schiffe fahren unter seiner Flagge, 70 Schiffe nähern sich dem Ufer, sobald sie vorüberkommen. 70 Wimpel grüßen Fred. Olsen, von dessen Gnade sie und viele andere am Orlosjord leben. Kleinkönige, sogar die einen, der Tanz um's goldene Kalb die andere, das ist nur recht und billig, sagt der Kapitän, denn Fred. Olsen ist ein Patriarch, der Vater von uns allen, dabei nimmt er rasch die Pfeife aus dem Munde und versteckt sie im Kikkertkasten, „der Reeder könnte sie sehen und kritisieren".

Ein Griechentempel grüßt uns, ein Tempel, in dem gewohnt, gekocht und gewaschen wird, wahrscheinlich die Erfindung eines reichen Protzen, aber sonst ist „Brydgo" ein Malerwinkel.

Die alte Feste Akershus winkt, holio, hoho, Oslo! —

(Fortsetzung folgt.)

Sächsische Elegie.

Ä ausgedientes Zärgusfärd
zerrt draurich änne Karre;
ä Ginstler, frieher hochgeährt,
zieht 'rum mit 'ner Gidarre.
Un guck ich so die beeden an,
eemal das Färd, eemal dän Mann,
da fiehl ich deitlich wie noch nie,
de ganze Dragik vons Schenie.

Leue Voigt.

Jonny.

Skizze von Grete Massé.

Wie es kommt, daß in uns zu irgend einer Stunde die Erinnerung an einen Längstvergessenen wach wird, wer wüßte das mit Bestimmtheit zu sagen? Fast scheint es, als wäre unser Gedächtnis ein Strom, in dessen Tiefe das Versunkene ruht. Aber von Zeit zu Zeit treibt irgend etwas aus dieser Tiefe auf der Oberfläche, wird vom Licht des Erkennens beglänzt und sinkt dann wieder unter, ein Schweigendes ins Schweigende.

An wen ich denke?

An einen Knaben. Er hatte einen Hüftfehler und zog beim Gehen das eine Bein nach. Ein dünner, blasser Kopf saß auf einem langen Halse. Die Augen waren an den Lidern immer wie von einer Entzündung stark gerötet. Aus seinen stets zu kurzen Ärmeln traten die knochigen Handgelenke hervor.

Eigentlich kam es Jonny Behrens nicht zu, unsere Schule zu besuchen. Die Söhne von Rechtsanwälten, Großkaufleuten, Ärzten, hohen Beamten wußten das wohl. Jonny war der Sohn jener Madame Behrens, die in der Marktstraße ein Fischgeschäft betrieb. Dann und wann, an heißen Sommertagen, wenn die Mutter fürchtete, der Rest ihrer unverkauften Waren könne verderben, dann mußte der Knabe mit einem Korbe in die Häuser gehen, um die Fische zu verkaufen. Dann schritt er mit niedergeschlagenen Augen dahin, die knochigen Handgelenke traten noch mehr als sonst aus den kurzen Ärmeln hervor, und das Bein schleifte so stark nach, daß die Stiefelsohle mit einem traurigen und monotonen Klange auf dem Pflaster klapperte.

Warum schickte Madame Behrens den Sohn in Kreise, in die er — er selbst fühlte es gut — nicht paßte? Damals wußten es die anderen nicht, und ich wußte es auch nicht. Heute ist es mir klar. Jonny war dazu ausersehen, ein Opfer der mütterlichen Rachsucht und des unersättlichen mütterlichen Ehrgeizes zu sein. Madame Behrens, die das Schulgeld aufs pünktlichste bezahlte, setzte den Sohn der Fischhändlerin der feinen Gesellschaft der Stadt zum Trotz in die teuerste und nobelste Schule und bedachte nicht, daß sie über ihr Kind jene seelischen Leiden verhängte, die sie einst selbst gelitten.

Die stadtbekannte Geschichte der Josephine Behrens war nämlich so:

Schon in ihrer Jugend, damals ein vollkommen schönes Mädchen, hatte sie den wahnwitzigen Ehrgeiz besessen, sich über ihren Stand zu erheben. Sie verließ die Heimatstadt, in der man sie einesteils wegen ihres kühlen Herzens, anderenteils wegen des väterlichen Fischgeschäftes scherzend die „Fischjosephine“ zu nennen pflegte, um in Brüssel eine Stellung als Bonne anzunehmen. Als ihre Herrschaft nach Paris übersiedelte, folgte sie ihr und lernte dort einen jungen Maler kennen, der einer der angesehensten und reichsten Familien unserer Stadt entstammte. Man hatte ihn zum Kaufmann bestimmt, und er war bereits einige Jahre im väterlichen Großhandelshaus tätig gewesen, als der von seinen Angehörigen bisher mühsam in ihm niedergehaltene Wahn, er sei zum Künstler berufen, so toll in ihm ausbrach, daß er die Flucht ergriff und sich in Paris der Malerei widmete. Er verliebte sich in Josephine und bot ihr die Heirat an. Der schwächliche, unschöne Mensch wäre ihrem kühlen Herzen wahrscheinlich ebenso wenig gefährlich geworden wie die übrigen jungen Männer, die sie begehrten. Aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit über die Maßen, in eine Familie hinein zu heiraten, vor der ihre eigene Familie in Dienstbeflissenheit sich hatte verneigen müssen, wenn die von Juwelen funkelnden, in Pelze gehüllten Kaufmannsdamen in das Fischgeschäft kamen, zu den hohen Festtagen persönlich eine Bestellung zu machen. Vorläufig zwar lebte Johann mit den Seinen in Feindschaft. Aber Josephine kannte das starke Gemeinsamkeitsgefühl dieser Familie und wußte, daß man gerade diesen kränklichen Sohn besonders liebte. Sie sagte sich, die Zeit verwischt viel, und auch Johann wird daheim wieder in Gnaden aufgenommen werden. Und dann — dann war für sie der Zeitpunkt gekommen, sich zu jenen Damen der Stadt zählen zu dürfen, die ihr glühender Ehrgeiz beneidete.

Wirklich wurde Johann nach dem Tode des Seniorchefs heimberufen. Er übernahm die Leitung der Firma mit Freuden, denn sein Irrglaube, sich als Maler durchsetzen zu können, hatte ihn in Paris gemeinsam mit Frau und Kind manchesmal an den Rand des Elends gebracht. Aber wenn sich die Familie auch mit Johann versöhnte, die Josephine ließ man es merken, daß sie nur geduldet war. Die Ehrgeizige mußte es ertragen, bei den Gesellschaften in den Augen der Damen Nichtachtung und Spott zu sehen. Man hatte die Fischjosephine nicht vergessen und ließ es sie fühlen, daß sie nicht in das Patrizierhaus gehörte. Nicht einmal mehr mit ihrer ungewöhnlichen Schönheit konnte sie Eindruck machen, denn die hatte sich mit den Jahren verändert und vergröbert. Dann starb der kränkliche Johann. Die Familie bot der Witwe viel Geld, wenn sie mit Jonny, ihrem Sohne, die Stadt verlassen wollte. Aber da schlug in der Josephine der Hochmut aus — und der Haß. Mit verletzenden Worten wies sie jeden Pfennig zurück. Sie blieb nun gerade in der Stadt, jenen zum Trotz, die den Zusammenhang mit ihr verleugnen wollten. Und ihren Sohn schickte sie in die teuerste Schule, denn Jonny sollte ihr einmal zu ihrem Triumph verhelfen. Jonny sollte an Genie die Söhne aller andern überstrahlen, Advokat werden, Richter, Senator. Und alle, die einst Josephine gedemütigt hatten, sollten auf seine Gunst angewiesen sein.

Man hätte der Mutter diese törichten und wahnwitzigen Pläne gönnen können. Aber Jonny litt darunter, so sehr, daß sein Wesen niemals das Bedrückte verlor. Ach, er war gar kein guter Lernkopf, und wenn er in der Klasse wenigstens einen mittleren Platz behaupten konnte, so geschah es aus Angst vor der Mutter, und weil er in seiner Verzweiflung zum Lernen die Nachtstunden mit in Anspruch nahm. Er litt unter der Nichtachtung, welche die reichen Bürgersöhne ihm entgegenbrachten, unter der Qual, in jenen Kreisen nicht an seinem Platze zu sein, viel mehr als einst die Mutter gelitten, denn er hatte ein viel zarteres und empfindlicheres Gemüt.

Vielleicht hätte er doch noch alles überwunden, wenn nicht diese Geschichte mit der blonden Mechthild gewesen wäre.

Jonny lernte Mechthild in einem Nordseebad kennen, in das ihn die Mutter zur Kräftigung seiner Gesundheit für die Ferienzeit geschickt hatte. Da spielte er mit der silberblonden Mechthild am silberhellen Strande. Dort war er ein anderer Jonny. Er wußte, daß ihn hier niemand kannte, und dieses helle, schnelle Mädelchen weckte in seinem Herzen ein Gefühl, von dem er noch gar nicht wußte, daß es Liebe war.

Und alles verwandelte ihn so, daß er nach seiner Rückkehr sogar vor seinen gefürchteten Kameraden seine Scheu vergaß und von Mechthild erzählte. Und er sagte, sie hätten sich versprochen, sie wollten sich im nächsten Sommer wieder an dem gleichen Platze der Nordsee treffen. Und das lange Jahr bis zu diesem Wiedersehen kam ihm gar nicht lang vor.

Aber er sollte Mechthild zu seinem Leide viel früher begegnen. An einem heißen Tage zog Jonny, von dem mütterlichen Befehl geschickt, mit seinem Korbe voll unverkaufter Fische gesenkten Hauptes durch die Stadt. Er ging in alle Häuser. Da kam er in eines, in dem Tanzmusik erklang. Als er, auf die Köchin wartend, mit seinem Korbe im Korridor stand, endete plötzlich die Musik. Eine Zimmertür sprang auf. Da stand auf einem Geburtstagstisch eine Torte mit elf Geburtstagslichtern. Bunt gekleidete kleine Mädchen flogen heraus wie ein Schwarm Vögel. Da stand plötzlich gerade vor Jonny die weißblonde Mechthild mit einem Kranz in ihren Haaren, obwohl sie nur ein Gast war und gar nicht das Geburtstagskind.

Und da schämte sich der arme Jonny so sehr, daß ihm der Korb aus seinen zitternden Händen glitt. Und über den Korridorteppich flossen die schimmernden Fische dahin.

Jonny aber stürzte zur Flurtür hinaus. Es war gar nichts mehr von seinem Hinken zu bemerken, als er eilig die Treppen und die Straße hinab lief. Niemals hat man ihn so gleichmäßigen und starken Schrittes dahin wandeln sehen wie in jenen Augenblicken, da er, verstört und verzweifelt, geradewegs und ohne Besinnen in den nahen Fluß hinein marschierte.

Obwohl man sich sofort zu seiner Rettung aufmachte, war die Seele schon aus dem Körper entflohen.

Gleich nach seinem Begräbnis wurden an die Fensterscheiben des Fischgeschäftes breite, bedruckte Papierstreifen geklebt, auf denen zu lesen war, daß dies Geschäft zu verkaufen sei.

Einige Leute erblickten noch die Madame Behrens in ihrem ungeheuer weiten Mäntel, mit einem breiten, unmodischen Hute auf dem grauen Kopf, wie sie Geldscheine in eine alte, verwitterte Ledertasche stopfte.

Dann verließ sie die Stadt und ward nicht mehr gesehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.